

Zwölftes Buch.

Ich habe jetzt in diesen Denkwürdigkeiten zum letzten Mal von Kriegen gesprochen, wenigstens 1601. in so fern sie Frankreich angehen. Heinrichs des Großen Lebenslauf, der bis jetzt unaufhörlich im Geräusch der Waffen verfloßen ist, wird in der Folge nur nach die Thaten eines friedfertigen Königs und eines Vaters darstellen. Da die Art, wie er den letzten Feldzug in Savoyen beendet hatte, die Gewißheit gab, daß der Frieden nun nicht mehr durch die alten Feinde der Monarchie gestört werden, sondern so lange dauern würde, als es dem König gefiele, so nahm ich wieder auf seinen Befehl und unter seinen Augen die Finanzpläne vor, welche der Krieg aufgeschoben hatte, um sie von jetzt an nicht wieder zu unterbrechen. Nach der Idee welche ich bereits von den Angelegenheiten, welche das Innere des Königreichs betreffen, gegeben habe, würde man Unrecht haben, die Lebensart, welche der König und ich nunmehr führten, für geschäftlos zu halten; wenn sie weniger tumultuarisch und weniger lermend war, so war sie vielleicht darum nur noch beschäftigter.

Da bin ich also einmal wieder in mein Kabinet eingeschlossen, wo ich mit äußerster Aufmerksamkeit allen Mißbräuchen nachspähe, welche noch in der Rechnungskammer, den Departements der Finanzen, den Domainen, der Cour des Aides, der Gabelle, den Steuern, den Entschädigungen, den fünf großen Pach-

tungen, den Zehnten und allen andern Fächern auszurotten übrig sind. Ich arbeite zu gleicher Zeit für die Gegenwart und für die Zukunft und suche es so zu machen, daß die Ordnung, welche ich in der Einrichtung aller dieser Theile einführe, auch in der Folge nicht umgestoßen werden könne. Ich beschäftige mich mit den Mitteln, den König zu bereichern, ohne seine Unterthanen arm zu machen, seine Schulden zu tilgen, seine Gebäude auszubessern, die Kunst, Städte zu besetzen noch mehr, als die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung derselben, zu vervollkommen, und Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen anzuschaffen. Ich sinne nach über die beste Art, die öffentlichen Arbeiten an Straßen, Brücken, Dämmen und andern Werken, welche einem Fürsten nicht weniger Ehre machen, als die Pracht seiner Schlösser, und dabey von einem allgemeinen Nutzen sind, herzustellen oder wieder anzufangen. Ich mache deswegen den Anfang damit, daß ich nachforsche, wozu die Gelder, welche zu diesem Behuf den Städten und Gemeinheiten verwilligt waren, angewendet worden sind, oder vielmehr welches Betrugs man sich bey der Verwendung dieser Summen schuldig gemacht hat.

Der Einfall, zu jedem Fach der Finanzen allgemeine Anschläge zu machen, welche die Gestalt derselben auf eine deutliche und einförmige Art vorschreiben, hat mir immer so glücklich und so geschickt, um sie mit der größten Genauigkeit zu führen, geschienen, daß ich diese Methode auf alles, wobey sie sich anbringen ließ, ausdehnte. Gleich am ersten Tage dieses Jahrs, da ich dem Könige der Gewohnheit gemäß die goldnen und silbernen Zahlpfennige überreichte, brachte ich ihm zu gleicher Zeit fünf solche allgemeine Anschläge, wovon jeder auf eine von meinen Bedienungen

nungen Beziehung hatte, in Einem sehr schön eingebundenen Hefte. In dem Ersten, welcher der wichtigste war, weil ich darinn in das Detail von Allem, was mich als Oberaufseher der Finanzen anging, mich einließ, war erstlich alles Geld, welches in Frankreich für den König erhoben wird, von welcher Art es auch seyn mag, zweitens alle Unkosten bey der Einnahme desselben, welche davon abgezogen werden müssen, und folglich auch drittens der reine Ueberschuß, welcher in die königlichen Kassen kömmt, begriffen. — Ich kann mir unmöglich einbilden, daß, seitdem die Finanzen nach gewissen Vorschriften behandelt worden sind, noch niemand auf den Einfall gekommen seyn sollte, solche Formulare zu machen; der Eigennuß allein muß die Anwendung derselben verhindert haben. Doch dem sey wie ihm wolle, ich werde immer behaupten, ohne solche Führer kann man nur als ein Blinder oder als ein Betrüger arbeiten.

Der zweite dieser Anschläge war blos zum Unterricht des Verwahrers des königlichen Schatzes gemacht. Er lernte daraus, von welchen Orten und unter welchem Namen alle königliche Gelder, die während des Jahres seiner Verwaltung durch seine Hände giengen, ihm entrichtet werden mußten; und ferner, wie viel er von dieser ganzen Summe verwenden konnte, und wozu. Der dritte betraf das Feldzeugmeisteramt. Ein genauer Aufsatß der Einnahme und Ausgabe, ein getreues Inventarium von allem, was zur Artillerie gehörte, als die Anzahl und Beschaffenheit der Stücke und des andern Gewehrs, der Vorrath von Kriegswerkzeugen und Lebensmitteln, welche in den verschiedenen Plätzen und Magazinen vertheilt waren, der Zustand der Zeughäuser und Festungen, und verschiedene Bemerkungen darüber waren in diesem Aufsatß

enthalten. Der vierte handelte von meinem Amt als Oberaufseher über die Straßen, und zeigte die schon aufgewendeten oder noch aufzuwendenden Kosten auf alle Ausbesserungen in diesem Fach, sowohl die, welche dem König, als die, welche den Provinzen obliegen. Im fünften endlich waren alle die Städte und Schlösser, hauptsächlich die Grenzorte, welche jetzt gleich einige Kosten nöthig machten, hergerechnet, und ein kurzer aus ihrer Lage und ihrem gegenwärtigen Zustande gezogener Anschlag der dabey nöthigen Arbeiten hinzugefügt.

Der König verbesserte auf meine Vorstellung eine Menge Mißbräuche bey dem Münzwesen, welche die vornehmste Ursache der Abnahme des Handels, der davon abhängt, waren. Der erste war die Freyheit, Gelder zu acht und gar zu zehn Prozent auszuleihen; ein Gesetz, welches für den Adel und das Volk gleich schädlich ist: für den erstern, weil, da jede Art des Handels ihm in Frankreich untersagt ist, sein ganzer Reichthum in liegenden Gründen besteht; und für das letztere, weil es, in seiner Trägheit, die ihm eben so viel als betriebsamer Fleiß einbringt, zufrieden, eine ungeheure Menge Geldes für den Staat ungenutzt liegen läßt, welche es sonst auf eine fruchtbare Art für denselben würde wuchern lassen. Die Zinsen zu acht Prozent wurden verboten, und sechs Prozent dagegen festgesetzt.

Bisher hatten alle Europäische Münzen in Frankreich gegolten, und man gebrauchte sie ohne Unterschied mit dem von dem König ausgemünzten Gelde; es wurde daher verboten, sich fremden Gelds im Handel zu bedienen, das Spanische allein ausgenommen, weil die plötzliche Ausschließung desselben auf einmal eine

zu große Leere würde gemacht haben (1). Noch nöthiger war es, der Waaren unserer Nachbarn entbehren zu lernen, als ihrer Münzen. Frankreich war ganz voll von ihren Manufacturwaaren, und es ist unbeschreiblich, welchen Schaden uns die ausländischen Zeuge, besonders die reichen, thaten. Die Einfuhr der letzteren und aller andern wurde daher bey großer Strafe verboten; und da im Lande nicht so viel kostbare Zeuge gemacht werden konnten, als man brauchte, so ergrif man das wahre und beste Mittel, man trug sie nicht. Der Gebrauch aller Arten von reichen Stoffen wurde durch den König abgeschafft (2).

Alle diese Verordnungen hatten Beziehung auf die letzte, durch welche verboten wurde, gemünztes Gold oder Silber aus dem Lande zu führen. Nicht nur die Gelder selbst sollten konfisziert werden, wenn man sie auffänge, sondern auch das ganze Vermögen derjenigen, die entweder unmittelbar Gold oder Silber ausführten, oder auch nur die Ausfuhr begünstigten. Der König zeigte öffentlich, wie sehr ihm diese Sache am Herzen lag, indem er einen Schwur that, niemals einen Uebertreter dieses Gesetzes zu begnadigen, und sogar diejenigen, welche für einen solchen bitten würden, seine Unnade empfinden zu lassen. Das alles aber wirkte noch weiter nichts, als daß man den Unterschleif nur noch heimlicher betrieb. Ich glaubte, ein Beyspiel würde gegen ein so eingewurzelttes Uebel mehr wirken, als alle mögliche Drohungen. Verschiedne sehr angesehene Personen, und selbst vom Hofe wußten aus diesem schlechten Handel Vortheile zu ziehen, indem sie das Geld unter ihrem Namen gehen ließen, oder das Ansehen, welches ihr Verkehr mit dem Auslande und in den Grenzorten ihnen gab, sich theuer bezahlen ließen. Dies wußte ich, und ich hielt es für

das beste, mich an diejenigen zu wenden, welche man zu diesem Verkehr brauchte. Ich versprach ihnen zur Belohnung für ihre Nachrichten den vierten Theil der Summen, welche durch ihre Vermittlung würden aufgefunden werden; dies konnte ich thun, weil mir der König die eingezogenen Gelder ganz und gar überlassen hatte, und durch dieses Mittel wurde ich gut bedient.

Kaum war ein Monat verstrichen, so erhielt ich von einem ganz gemeinen Menschen, denn die Urheber hatten sich nicht nennen wollen, Nachricht, daß man einen Transport von 200,000 Thalern in Golde machen würde, welcher auf zwey Wagens abgehen sollte, von denen der erste aber nur den kleinsten Theil laden würde. Ich nahm sogleich alle meine Maasregeln, weil mir aber die Summe gar zu groß schien, so hielt ichs für meine Schuldigkeit, dem König davon Nachricht zu geben. Er schränkte das Recht, welches er mir gegeben hatte, in so fern ein, daß ich mir das Ganze zueignen könnte, wenn es nicht über 10,000 Thaler betrüge, der Ueberschuß aber sollte für ihn seyn, „und würde ihm sehr gelegen kommen, setzte er hinzu, „weil er einige Summen im Spiel verlohren hätte, die „er nicht das Herz gehabt habe, mir wissen zu lassen, „noch von seinen eignen Geldern zu nehmen.“ Ich war nicht gewinnssüchtig genug, um zu warten, und mir den zweyten Wagen zu Nuz zu machen. Ich ließ dem ersten aufpassen, und mit solcher Wachsamkeit, daß er eine halbe Meile jenseits der französischen Grenze angehalten wurde. Im Lande selber, und wäre es auch nur eine Viertelmeile von der Grenze gewesen, hätte dies nicht geschehen können, weil die Uebertreter sonst einen Vorwand gehabt hätten, ihre Absicht zu läugnen. Man fand 48,000 Thaler an Sonnen-

tha

thalern, Pistolen und Quadrupeln, welche tief in einige Ballen gewöhnlicher Waaren eingepackt waren. Die Führer wagten es nicht, sie zurück zu fordern, des Königs Wille darüber war zu gut bekannt. Die Sache machte daher zwar Lermen genug bey Hofe, aber Niemand meldete sich dazu, und Heinrich theilte das Geld so, daß er 72,000 Livres für sich behielt, 25,000 den Angebern gab, und die übrigen 47,000 mir überließ, mit dem Versprechen, daß in Zukunft jeder Gang der noch in der Art gemacht werden könnte, er möchte auch noch so ansehnlich seyn, mir ohne Einschränkung ganz zu Theil werden sollte. Aber es gieng kein Geld mehr hinaus: Ein Beyspiel hatte diesem verderblichen Handel ein Ende gemacht.

Die Beyspiele, welche die Justizkammer (3), welche man gegen die Unternehmer, Schatzmeister, Einnnehmer und andere Bedienten dieser Art errichtet hatte, denen, welche Unterschleif gemacht hatten, vorbereitete, hätten dem Anschein nach noch weit furchtbarere Wirkungen hervorbringen sollen. Meine Meinung war, man sollte sich nicht begnügen, ihnen das unrechte Gut wieder zu nehmen; ich trug vielmehr auf wirkliche Strafen für diejenigen an, welche sich Erpressungen hätten zu Schulden kommen lassen. Denn warum hätte man auch dies Verbrechen von denen, welche die Gerechtigkeit ahndet, ausgenommen, wenn nicht das Geld einmal im Besitz wäre, alle Vergehungen, welche um seinerwillen geschehen, wieder gut zu machen? Ich möchte, wenn es möglich wäre, allen Franzosen den Unwillen, den ich gegen einen so schädlichen Mißbrauch fühle, und meine ganze Verachtung gegen die, welche ihm ihre Erhebung zu danken haben, mittheilen. Wenn wir es auch für etwas geringes achten, durch diese unwürdige Gewohnheit (denn
keine

keine greift so unmittelbar die Ehre der Nation an, als diese) uns bey unsern Nachbarn verächtlich zu machen; so wollen wir uns wenigstens die Uebel, die sie uns selbst zufügt, nicht verbergen. Nichts hat so sehr beygetragen, bey uns die Begriffe von Redlichkeit, Einfalt und Uneigennützigkeit umzustürzen, oder diese Tugenden lächerlich zu machen; nichts hat jenen unglücklichen Hang zur Ueppigkeit und Weichlichkeit, der zwar allen Menschen gemein ist, bey uns aber durch unsere charakteristische Lebhaftigkeit, nach welcher wir uns gleich mit Wuth an alle Gegenstände hängen, die man uns zu unserm Vergnügen darbietet, zur andern Natur wird, so sehr bestärkt; nichts setzt den französischen Adel insbesondere so sehr herab, als das schnelle und glänzende Glück der Unternehmer, weil es die nur zu gut gegründete Meinung verbreitet, daß in Frankreich dieses beynahе der einzige Weg ist, zu Ehrenstellen und den höchsten Würden zu gelangen, und daß alsdann alles vergessen ist und alles rechtmäßig wird.

Wenn man bis zu der Quelle hinausspüren will, so sind die kriegerischen Tugenden beynahе die einzigen Eigenschaften, wodurch in Frankreich der wahre Adel erlangt, fortgepflanzt und verherrlicht wird. Man wird diesen Gebrauch weder für eine bloße Meynung noch für ein Vorurtheil halten, wenn man erwägt, daß nichts natürlicher ist, als demjenigen Stande, durch welchen die andern in der Sicherheit, ohne die es kein wahres Gut giebt, bestehen und erhalten werden, den Vorrang einzuräumen; aber dieser Stand führt nicht zu großen Glücksgütern, und zwar ist dieses gerade eine Wirkung jener Simplität, welche das Alterthum und die Keinigkeit seiner ersten Einrichtung beweiset; er ist blos ehrenvoll, weil man damals noch keinen andern Lohn für schöne Handlungen kannte, als die Ehre.

Jetzt

Jetzt, da sich die Begriffe verändert haben, und das Geld jeder Sache ihren Werth giebt, vergleicht man die Classe dieses großmüthigen Adels mit den Classen der Finanz oder Justizbedienten, oder der Handelsleute; aber dieses geschieht blos, um auf diese Leute die Achtung zu übertragen, welche man denen, die allein mächtig und also in der That höher als wir sind, nicht versagen kann, und weil man den Erstern diesen Vorzug entrißen hat. Und wie wäre es auch möglich, daß dieses nicht geschehen sollte, da man sieht, daß der Adel über diesen Punkt genau eben so denkt, als das Volk, und sich nichts daraus macht, ein reines und erhabnes Blut durch schimpfliche Verbindungen mit Bürgerlichen, die nichts als die Wechselbank, den Kaufmannsladen, das Komptoir oder die Spifane kennen, zu vermischen.

Dieser Mißbrauch bringt natürlicherweise noch zwey andere hervor, die Verwirrung der Stände und die Ausartung der Geschlechter; und die Erfahrung beweiset dieses noch besser als die Vernunft. Man werfe nur die Augen auf jene Menge von adlichen Blendlingen, welche den Hof und die Stadt erfüllen, man wird nichts mehr von jener männlichen, einfachen und kraftvollen Tugend ihrer Ahnherrn finden, keine edlen Gefühle, keine Festigkeit des Geistes; ein unbesonnenes und ausgelassenes Aeußeres, Leidenschaft für Spiel und Schwelgeren, große Sorge für den Putz, Nachdenken über Wohlgerüche und alle Arten der Weichlichkeit sind an die Stelle getreten. Man sollte glauben, sie wetteiferten mit den Weibern. Sie wählen noch Kriegsdienste; aber wozu sind sie mit solchen Anlagen fähig, zu denen noch oft eine geheime Verachtung des Standes, den sie nur aus Zwang ergriffen haben, sich gesellt? Dieser Verfall ist bedauer-

ernswürdig, aber er wird unvermeidlich bleiben, so lange der Stand, dessen einziger Zweck der Ruhm ist, sich nicht im Besitz des höchsten Ranges und ersten Ehrenstellen befindet. Diese müssen daher denen, die blos durch Reichthümer gestiegen sind, entrissen werden; weil die Schande, mit denen man diese Geschöpfe des Ungefährs bedeckt finden würde, wenn man sie genau untersuchte, nicht hinreicht um sie uns verächtlich zu machen, so ist es nöthig ihnen durch wahre schimpfliche Herabsetzung zu zeigen, welche Stelle sie einnehmen sollen.

Diese Gründe sind fühlbar, der König war auch sehr für sie, dem ungeachtet wurde aus dieser Justizkammer weiter nichts, als was immer daraus werden wird; einige kleinere Diebe mußten für die Uebrigen bezahlen, und die vornehmsten Schuldigen fanden sichern Schutz durch eben das Metall, um dessen willen man sie angrif. Sie wendeten einen Theil davon zu Geschenken an und retteten dadurch den andern. Bey dem König selber wurde dies Hülfsmittel nicht gewürkt haben, wenn man es unmittelbar angewendet hätte; aber man fand bey den Damen des Hofes und bey der Königin selbst Zutritt, man gewann den Connetable, Bouillon, Bellegarde, Roquelaure, Souvré und einige andere, die, ob sie gleich nicht von solchem Stande waren, dennoch den König einzunehmen wußten; dahin gehörten Jarnet, la Barenne, Gondy, Bonevil, Concini und Mehrere von dieser Art. Heinrichs Gefälligkeit gegen alle, denen er einige Vertraulichkeit erlaubte, und hauptsächlich gegen das andere Geschlecht, zerstörte alle seine schönen Entschliessungen, und so traf das Ungewitter nur diejenigen, welche sich den Vorwurf zu machen hatten, nicht genug gestohlen zu haben, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

bringen. Man möchte beynahe die Abschaffung eines Theils jener Beamten aller Art, von denen die Gerichtshöfe und die Finanzen wimmelten, und deren Ausgelassenheit sowohl als ihre übermäßige Menge eine unwidersprechliche Beglaubigung der Uebel, welche ein Staat ausgestanden hat, und sichere Vorläufer seines Untergangs sind, weil sie zu gleicher Zeit vorgenommen wurde, auch als eine Handlung der Justizkammer betrachten.

Im Monat May giengen der König und die Königin aus Andacht wegen des Jubiläums nach Orleans. Ich begleitete sie bis auf eine halbe Meile jenseits Fontainebleau, von wo sie nach Puisefaur in das Nachtquartier giengen. Diese kurze Zeit der Freyheit nutzte ich, um das Gut Baugy zu besuchen, welches mir wegen großen Summen, die ich darauf stehen hatte, durch ein Urtheil zugesprochen war. Ich hatte gleich angefangen, von dem konfiszirten Gelde hier bauen zu lassen; aber noch zwey Meilen von meinem Nachtquartier wurde ich durch einen Kurier von dem Könige aufgehalten, der schon von weitem hinter mir her sich hören ließ. Er brachte mir einen Brief, welcher diese wenigen Worte enthielt: „Ich hatte Ihnen zehn Tage zu Ihrer Reise nach Baugy gegeben; aber ich habe wichtige Briefe von Buzenval bekommen, die ich Ihnen zeigen will. Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie gleich herkommen und die Nacht hier in Puisefaur bleiben. Mit zu bringen brauchen Sie nichts, ich habe für Ihr Quartier gesorgt und mein Jagdbette dahin bringen lassen. Auch hat Coquet Befehl, Ihnen ein Abendbrod und auf den andern Morgen ein Frühstück bereit zu halten, denn länger werde ich Sie nicht aufhalten. Leben Sie wohl, mein sehr lieber Freund.“

Ich

Ich nahm von meiner Gemahlin, die mich begleitete, Abschied, und gieng sogleich, blos mit zwey Edelleuten, einem Pagen, einem Kammerdiener und einem Reitknecht, nach Puiseaup. Der König war im Klosterhose, wo er die jungen Leute aus seinem Gefolge sich mit ritterlichen Spielen belustigen ließ. So bald er mich erblickte, rufte er Pasquier, welchen ihm Billeroy mit Buzenvals Briefen geschickt hatte. Dieser schrieb ihm darin, der Prinz Moriz hatte den Feldzug begonnen, und seine Armee durch die Besatzungen, die er aus ihren Quartieren gezogen hätte, verstärkt, und er hätte mehr als 2000 Wagen bey sich. Mit dieser Armee hoffte er (dies hatte Buzenval von verschiedenen Offizieren und von dem Prinzen selbst erfahren) durch Brabant Lüttich, Hennegau und Artois bis an die höheren Gegenden der Flüsse an der Französischen Grenze vorzudringen, und mit unserm Beystand, auf den er rechnete, würde er den Krieg in die Gegend von Gnavelingen, Dünkirchen und Nieuport spielen; der Erzherzog, welcher weit schwächer als der Prinz von Oranien wäre, weil er die Truppen aus Deutschland und Italien noch nicht erhalten hätte, sähe diese Vorbereitungen mit Erstaunen, aber er wage es nicht sich dem Marsch des Feindes zu widersetzen, und begnüge sich blos, ihm zur Seite zu bleiben, damit er sich nicht ausbreiten könne, ihn aufzuhalten und dem Orte, über welchen das Ungewitter losbrechen würde, nahe zu seyn. — Buzenval hatte diese Umstände, welche man ihm mitgetheilt hatte, so wichtig gefunden, daß er glaubte, dem König davon benachrichtigen zu müssen.

Nach meiner Kenntniß von den Niederlanden fand ich diesen Entwurf des Prinzen von Oranien so gewagt, daß er ihm eine völlige Niederlage hätte zu-

gies

ziehen können. Er mußte im Angesicht und im Gebiete des Feindes einen sehr langen Marsch durch ein Land so voll Holz, Hecken, enger und hohler Wege machen, wie hauptsächlich das Lüttichsche ist, daß ich gar nicht glaubte, eine solche Menge von Wagen würde durchkommen können. Der König war auch meiner Meynung, und nachdem wir die Sache eine Weile mit einander überlegt hatten, beschloß er, dem Prinzen Moriz seine Gedanken darüber zu eröffnen. Ich kehrte nun wieder nach Baugy zurück und besah unterwegs Sully, in der Absicht es zu kaufen, welches ich auch im folgenden Jahre that. Der König setzte unterdeß seine Wallfahrt nach Orleans fort. Er legte dort den Grundstein zu dem neuen Bau der Kreuzkirche und gieng dann wieder nach Paris, wo ich auch drey Tage vor ihm angekommen war.

Heinrichs Briefe bewogen den Prinzen, seinen Plan zu ändern. Er belagerte Rhimberg und nahm es den zehnten Junius ein. Um sich zu rächen berannte der Erzherzog am fünften Julius Ostende, (4) und Moriz rückte nun vor Bolduc, um ihn entweder dadurch zu zwingen, seine Unternehmung aufzugeben, oder durch die Eroberung dieser Festung, die man für die wichtigste in ganz Brabant hielt, sich schadlos zu halten. Mein Urtheil war abermals, daß keines von beyden erfolgen würde, und als der König in Gegenwart der Hofleute, welche zugegen waren, da er diese Nachricht erhielt, und alle sehr verschieden davon sprachen, mich rief, um meine Gedanken darüber zu wissen, antwortete ich: ob ich gleich nur sehr jung Bolduc gesehen hätte, so erinnere ich doch mich noch sehr gut dieses Places, und, auch abgerechnet, daß seine Lage eine Belagerung außerordentlich schwer machen würde, schiene es mir bey der Größe und der zahlrei-

chen Bürgerschaft desselben unmöglich, ihn so einzuschließen, daß Niemand hinein oder heraus könnte, wenn man nicht eine Armee von 25,000 Mann hätte. Der Prinz von Oranien scheiterte in der That vor Bolduc, aber alles dieses geschah erst im November.

Der Krieg, welcher so nahe an unsern Grenzen anging, bewog den König, sich Calais zu nähern, als hätte er blos die Absicht, diese Gegenden zu besuchen. Ob er indessen gleich immer noch den Spaniern nicht traute, so befürchtete er doch bey dem jetzigen Zustande ihrer Angelegenheiten nicht, daß sie den Frieden brechen würden; aber es war ihm nicht unangenehm, ihnen einige Unruhe zu machen, um sich für die vielen Ursachen zum Mißvergnügen, die er täglich von ihnen erhielt, zu rächen. Das, was sie thaten, hätte ihn vielleicht noch zu nachdrücklichern Schritten bewegen können, wenn nicht die Staatsklugheit bey ihm über die Empfindlichkeit gesiegt hätte. Nach allen den Maschinen, die sie vergebens hatten spielen lassen, um Frankreichs Bündniß mit den Schweizern zu trennen, und den Pabst zu hindern, daß er nicht in dem Streit wegen des Marquisats Saluzzo das Schiedsrichteramt übernehme, weil er nochwendig den Herzog von Savoyen hätte Unrecht geben müssen, hatten sie diesem auch in dem letzten Feldzuge durch den Grafen von Fuentes Truppen zuführen lassen. Ihre unablässigen Bemühungen bey Viron, Bouillon, Auvergne, dem Prinzen von Joinville und Andern waren Niemanden unbekannt. Viron hatte es selbst mündlich dem König gestanden, und dieser hatte noch ganz neuerlich bey seiner Rückkehr von Orleans sichere Nachrichten von ihren geheimen Unterhandlungen in Metz, Marseille und Bayonne erhalten.

Die

Dies alles hatte Heinrich stillschweigend ver-
 schmerzt, aber nichts erbitterte ihn so sehr, als die
 Beleidigungen, welche unser Botschafter zu Madrid,
 la. Rochepot (5) nebst seinem Neffen und seinem gan-
 zen Gefolge von dem Spanischen Hofe vor kurzem er-
 fahren hatte. la. Rochepot erzählte die Sache um-
 ständlich in seinen Briefen, und Heinrich rief in der
 heftigsten Bewegung: „ich schwöre bey Gott, fahn
 „ich nur Einmal meine Sachen in guter Ordnung se-
 „hen, und Geld und was ich sonst brauche, zusam-
 „men bringen, so will ich einen so fürchterlichen Krieg
 „mit ihnen anfangen, daß sie es bereuen sollen, mich
 „dazu gezwungen zu haben.“ Dennoch that er dieses
 Mal über eine so auffallende Verletzung des Völker-
 rechts die Augen zu, aber er mußte sich große Gewalt
 dabey anethun. „Ich sehe wohl, sagte er öfters zu
 mir, „Eifersucht des Ruhms und Staatsinteresse ma-
 „chen es sehr schwer, daß Frankreich und Spanien
 „je enig seyn können, und ein bloßes Wort von die-
 „sem Hofe ist nicht Sicherheit genug, wenn man Ru-
 „he haben will.“ Er war von dem politischen Grund-
 satz Villeroys und Sillerns, die oft in meiner Gegen-
 wart behaupteten, eine genaue Verbindung mit Spa-
 nien sey nicht nur weder unmöglich noch gefährlich,
 sondern vielmehr das wahre System, das man besol-
 gen müsse, so ziemlich zurückgekommen. Die Grün-
 de, welche ich ihnen entgegensezte, waren, die natür-
 liche Rivalität dieser beyden Kronen, ihre mit einander
 streitenden Vortheile, und das Andenken so vieler und
 noch so neuer Beleidigungen; und ich zog daraus den
 Schluß, gegen einen so schlaun und treulosen Nachbar
 bliebe nichts übrig, als ihm nicht zu trauen und sich zu
 vertheidigen. Die letzten Nachrichten von Madrid gaben
 mir für dieses Mal gewonnene Sache, wenigstens bey
 dem Könige, und er bedachte sich nicht länger, nach der Ge-
 gend

gend von Ostende aufzubrechen, so bald er nur den beyden berühmten Gesandtschaften, die er damals erhielt, Gehör gegeben hatte.

Die Eine war von dem Großherrn. Dieser hatte erfahren, daß von seinen Feinde, dem Sophi von Persien eine feyerliche Botschaft an den Papst, den Kaiser und den König von Spanien abgeschickt worden war, ohne des Königs von Frankreich zu erwähnen, gegen welchen er den Andern gewisser Maaßen seine Freundschaft anbot, indem er sich die ihrige ausbedung. Der Türkische Monarch that nun dasselbe bey uns, und er bediente sich dazu seines Arztes (6), eines Christen, den er zum Botschafter gemacht hatte. Die Ausdrücke, in welchen dieser stolze Potentat von den Franzosen sprach, beweisen eine ausgezeichnete Achtung, von der man wenig Beyspiele hat. (7) Er schäzte, sagte er, die Freundschaft und die Waffen der Französischen Nation allein höher, als die ganze Macht aller andern christlichen Völker; und wenn auch diese sich mit den Persern gegen ihn verbänden, so glaubte er ihre Anstrengungen verachten zu können, wenn er des Bündnisses und der Hülfe eines Königs versichert wäre, dessen persönliche Ueberlegenheit über alle seine Nachbarn ihm nicht unbekannt zu seyn schien. Der Türkische Botschafter überreichte dem König im Namen seines Herrn eine Menge reicher Geschenke, und gab auch mir zwey treffliche Säbel, welche ich sorgfältig aufhebe.

Die andre Gesandtschaft kam von der Republik Venedig. Dieser Staat war durch besondre und oft erneuerte Bündnisse, und durch ein gemeinschaftliches Verhältniß gegen die Macht der Spanier, schon seit langer Zeit genau mit Frankreich verbunden. Er war

war einer der ersten gewesen, durch die Edlen Gradenigo und Delfini dem König zu dem Frieden und seiner Vermählung Glück zu wünschen, und der letztere dieser beyden Herren war auch bey der gegenwärtigen Gesandtschaft. Heinrich ließ die Vorschaster zu Paris mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Sie wurden auf seinem eignen Silbergeschirr bedient und mit reichen Geschenken überhäuft. Auch die Ersten hatten Geschenke von demselben Werth erhalten. Er war damals mit der Königin, die schon weit in ihrer Schwangerschaft gekommen war, zu Fontainebleau, und alle Briefe, die er mir schrieb, handelten von dem Empfang der Gesandten und den Geschenken. Weil er, und noch weniger die Königin, die doch an der Gesandtschaft großen Antheil hatte, so bald nicht nach Paris kommen konnten, so wollte er aus Achtung für die Venetianischen Vorschaster sie nicht bis zu seiner Rückkehr warten lassen. Er schrieb, daß er ihnen zu Fontainebleau Audienz geben wollte, und seine Kutschen und Züge mußten sie mit denselben Ehrenbezeugungen dahin führen.

Die Erzherzoge fiengen gleich an zu besorgen, der König möchte vielleicht, indem er nach Calais zu marschirte, den Plan haben, ihre Absichten auf Ostende zu hindern, und dadurch das Wiedervergeltungsrecht wegen der schlechten Behandlung seines Gesandten gebrauchen. Um den Zweck seiner Reise wo möglich zu entdecken, schickten sie den Grafen von Sore als Vorschaster an ihn, unter dem Vorwand, ihm dieselben Complimente zu machen, die er von allen Seiten wegen der Schwangerschaft der Königin empfing. Sore hatte zugleich den Auftrag, einen günstigen Augenblick zu suchen, um einige Worte als eine Klage über diese Reise fallen zu lassen. Dadurch wurde dem Kö-

nig ein schönes Feld eröffnet, und, statt ihnen über diese Klagen Genugthuung zu geben, beschwerte er sich im Gegentheil heftig über den Spanischen Hof, wobei er jedoch, aber nur in allgemeinen Ausdrücken versicherte, der Bruch solle nicht von seiner Seite kommen, wenn er nicht durch ein fortgesetztes schlechtes Betragen von ihnen dazu gezwungen würde. Der Gesandte stellte sich, als ob er mit dieser Versicherung zufrieden wäre.

Sobald die Königin von England erfuhr, daß Heinrich zu Calais wäre, glaubte sie eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, ihr Verlangen, den besten Freund, den sie hatte, zu sehen und zu umarmen, befriedigen zu können. Er wünschte diese Zusammenkunft eben so sehr, um mit ihr sowohl über die allgemeinen Staatsangelegenheiten der Christenheit, als auch über die Ihrigen insbesondre, und vorzüglich über die, welche die Englischen und Holländischen Gesandten zu Nantes berührt hatten, mit ihr reden zu können. Elisabeth schrieb ihm zuerst einen sehr höflichen und mit Dienstanerbietungen erfüllten Brief; sie ließ ihm sodann durch Milord Edmund, den sie nach Calais schickte, die gewöhnlichen Complimente machen und jene Versicherungen wiederholen, unterdessen kam sie selber nach Dover und schickte von da den Lord Sidney mit neuen Briefen ab.

Heinrich wollte sich nicht an Höflichkeit übertreffen lassen. Er antwortete mit einer Art, die eben soviel Ehrfurcht und Achtung für Elisabeths Geschlecht, als Verehrung und Bewunderung ihrer Person zeigte. Dieser Briefwechsel dauerte einige Zeit zum großen Verdruß der Spanier, die über eine solche Nachbarschaft und ein so genaues Verkehr eifersüchtig waren. Aber

Aber von allen den Briefen, welche der König und die Königin bey dieser Gelegenheit einander schrieben, ist nur der einzige in meinen Händen geblieben, worin Elisabeth ihm die Hindernisse meldet, welche sie abhalten mit ihm zusammen zu kommen, und zugleich das Unglück der gekrönten Häupter beklagt, welches sie wider ihren Willen zu Sklaven der Formalitäten und weitläufiger Vorsichten macht; denn dieser Brief verursachte meine Reise nach England (8). Sie sagte darin ihrem theuren und geliebten Bruder, so nannte sie immer den König: es thue ihr um so mehr leid, ihn nicht sehen zu können, weil sie ihm etwas mitzutheilen hätte, welches sie keinem Menschen, und auch nicht dem Papier anvertrauen könnte, und doch sey sie im Begrif, nach London zurückzukehren.

Diese Worte erregten die Neugier des Königs, und er plagte sich vergebens, ihre Bedeutung zu errathen. Er ließ mich durch den Sekretair Feret holen, und sagte mir: „Ich habe einen Brief von meiner guten Schwester, der Königin von England, die Sie so sehr lieben, erhalten. Er ist mehr als jemals voll von Schmeichelen, aber sehen Sie einmal, ob Sie besser als ich errathen können, was sie am Ende desselben sagen will.“ Ich war mit ihm einstimig, daß sie nicht ohne große Ursach sich so ausdrücken könnte. Es wurde also beschlossen, ich sollte den folgenden Tag nach Dover gehen, als hätte ich blos die Absicht, die Nachbarschaft der See zu benutzen um einmal nach London zu streifen. Zugleich sollte ich Achtung geben, wie sich die Königin bey meiner Ankunft, von der sie gewiß bald unterrichtet werden würde, verhielte. Ich sagte keinem Menschen etwas von dieser Reise, als einigen wenigen von meinen Leuten, die ich mitnehmen wollte.

Mit dem frühesten Morgen bestieg ich ein Boot und kam um 10 Uhr zu Dover an, wo Milord Sid-
 nen, der mich nur erst vor wenigen Tagen zu Calais
 gesehen hatte, unter der Menge der Abgehenden und
 Ankommenden mich sogleich erkannte. Die Herren
 Cobham, Raleigh und Gressin waren bey ihm, und
 noch zwey andere, die Grafen von Ewencher und Pem-
 broke, kamen gleich hinzu. Er umarmte mich und
 fragte, ob ich käme, der Königin meine Aufwartung
 zu machen. Ich verneinte es, und versicherte ihm so-
 gar, daß der König von meiner Reise nichts wüßte;
 zugleich bat ich ihn, auch der Königin nichts davon
 zu sagen, denn da ich nicht die Absicht gehabt hätte,
 ihr aufzuwarten, hätte ich auch keine Briefe ihr zu über-
 reichen, und wünschte nur infognito eine ganz kurze
 Reise nach London zu machen. Die Herren antwor-
 teten alle mit Lachen, ich hätte eine vergebliche Vorsicht
 gebraucht, weil das Wachtschiff wahrscheinlich schon
 jetzt meine Ankunft gemeldet hätte, und ich sollte mich
 nur gefaßt machen, bald einen Boten von der Köni-
 gin ankommen zu sehen; sie würde mich gewiß nicht
 so gehen lassen; noch vor drey Tagen hätte sie öffentlich
 von mir in sehr verbindlichen Ausdrücken gesprochen.
 Ich stellte mich, als ob mir dieser Zufall äußerst un-
 angenehm wäre, und als ob ich zugleich noch immer
 darauf rechnete, unentdeckt zu bleiben, wenn nur die-
 se Herren den Ort, wo ich logierte, verschweigen woll-
 ten; sobald ich nur gegessen hatte, setzte ich hinzu, in-
 dem ich sie plötzlich verließ, würde ich gleich weiter
 reisen. Kaum war ich in mein Zimmer getreten, wo
 ich mit meinen Leuten redete, so umarmte mich jemand
 von hinten zu, und sagte mir, er nähme mich im
 Namen der Königin gefangen. Es war ein Haupt-
 mann von ihrer Leibwache; ich umarmte ihn wieder,
 und

und sagte lächelnd: ich schätze mir diese Gefangenschaft zur größten Ehre.

Er hatte Befehl, mich sogleich zu der Königin zu führen; ich folgte ihm. „Was? sagte sie zu mir, Herr von Rosny, brechen Sie so durch unsere Gehähe? Sie gehen vorbey ohne zu mir zu kommen. Dies wundert mich; denn ich habe gesehen, daß Sie wir ergebener sind, als einer von meinen Dienern, und ich glaube Ihnen keine Ursach gegeben zu haben, diese gute Meynung zu ändern. Ich antwortete mit wenigen Worten, was sich auf einen so gnädigen Empfang gebührte, und dann kam ich durch einen ganz natürlichen Uebergang auf die Gesinnungen, welche der König für sie hegte. „Um Ihnen zu beweisen, erwiederte sie, daß ich alles glaube, was Sie mir von dem Wohlwollen des Königs, meines Bruders, und dem Ihrigen sagen, will ich mit Ihnen von dem letzten Briefe reden, den ich an ihn geschrieben habe. Ich bilde mir ein, daß Sie ihn gesehen haben, denn „Stafford (diesen Namen führte Milord Sidney) und Edmund haben mir gesagt, daß der König selten etwas vor Ihnen geheim hält.“ Bey diesen Worten zog sie mich auf die Seite, um mich mit mehrerer Freyheit über den gegenwärtigen Zustand der Angelegenheiten Europas unterhalten zu können. Sie that dies mit so vieler Deutlichkeit und Wichtigkeit, indem sie von dem Vertrag zu Bervins anfieng, daß ich zugehen mußte, diese große Königin sey ganz des Rufes, den sie in Europa erlangt hatte, würdig. Sie ließ sich auf diese einzelnen Umstände ein, um mir zu zeigen, daß Heinrich die Ausführung der großen Entwürfe, welche sie beyde gegen das Haus Oesterreich im Sinne hatten, nothwendig mit ihr vereint anfangen müsse; und sie bewies dies durch den großen Zus

wachs an Macht, den dieses Haus täglich gewinne. Sie erinnerte mich an das, was über diesen Gegenstand im Jahr 1598 zwischen dem König und den Englischen und Holländischen Gesandten vorgefallen wäre, und fragte mich, ob er noch immer in denselben Gesinnungen beharrte, und warum er die Ausführung so lange verschöbe?

Ich gab auf ihre Fragen zur Antwort: der König mein Herr dachte jetzt noch, so wie er immer gedacht hätte, und in keiner andern Absicht sammelte er Geld, Kriegsvorräthe und Soldaten; aber es fehlte noch viel dazu, daß Frankreichs Zustand so wäre, wie er fern mußte, um es zu unternehmen, eine so gut gegründete Macht, als die der österreichischen Fürsten zu zernichten. Ich unterstützte diesen Satz, indem ich den außerordentlichen Aufwand anführte, den Heinrich seit dem Frieden zu Bervins sowohl für die allgemeinen Bedürfnisse seines Landes, und um die Unternehmungen der Aufrührer zu unterdrücken, als auch zu dem so eben nur geendigtem Kriege mit Savoyen hatte machen müssen. Ich verbarg ihr nicht, was ich immer von jener Unternehmung gedacht habe; daß nemlich, wenn auch England und die vereinigten Niederlande ihre äußersten Kräfte gegen das Oesterreichische Haus anstrebten, dennoch dieses, wenn es die Macht seiner beyden Linien vereinigte, sich nicht nur ohne Mühe gegen jene behaupten, sondern auch die Wagschaale gleich erhalten könnte, so lange England und die Niederlande nicht von der ganzen Kraft der französischen Monarchie, welcher aus mehr als einer Ursach die erste Rolle in diesem Kriege zufällt, unterstützt würden. Wäre es nun aber nicht ein unnützes und selbst unweises Unternehmen, wenn man, um die furchtbare Oesterreichische Macht zu untergraben,

blos

blos dieselben Mittel anwendete, durch welche man sich gegen sie nur hätte vertheidigungsweise halten können? Es sey daher unumgänglich nothwendig, noch einige Jahre zu warten, ehe man sich erklärte; unterdessen würde Frankreich erlangen, was ihm fehlte, und um den Streich, den man dem gemeinschaftlichen Feinde beybringen wollte, desto sicherer führen zu können, mit seinen Bundesgenossen sich bemühen, die benachbarten Könige, Fürsten und Staaten, hauptsächlich die deutschen, welche von der Tyranney des Oesterreichischen Hauses am meisten zu fürchten haben, zu derselben Absicht zu verbinden.

Die Königin sah aus der Art, wie ich mich ausdrückte, daß ich ihr mehr Heinrichs Gefinnungen, als meine eignen, vorlegte. Sie gab mir dieses zu verstehen, indem sie gestand, sie fände meine Meinung so vernünftig, daß sie nicht umhin könnte, ihr beizupflichten. Eine Sache gäbe es noch, setzte sie hinzu, über die man sich von beyden Seiten nicht früh genug erklären könnte; diese nemlich, daß, da die vorgeschlagene Verbindung blos den Zweck hätte, die österreichische Macht in die gehörigen Schranken zurück zu drängen, es auch nothwendig sey, daß jeder der Bundesgenossen von selbst seine Wünsche dergestalt einschränkte, daß die andere nicht dadurch vor den Kopf gestoßen werden könnte. Wenn man zum Beyspiel voraussetzte, daß Spanien die Niederlande verlöhre, so könne dieser Staat weder ganz, noch zum Theil, so wenig von dem König von Frankreich, als von dem König von Schottland, der einst ganz Groß-Britannien besitzen würde, oder selbst von den Königen von Schweden und Dänemark, die an sich zu Wasser und zu Lande mächtig genug wären, um die andern Bundesgenossen aufmertsam zu machen, begehrt werden; und dasselbe

dasselbe fände auch bey andern Provinzen, die man den Spaniern entreißen könnte, in Ansehung der nächsten Nachbarn dieser Länder statt. „Denn, sagte sie, „ich leugne es nicht, wenn mein Bruder Heinrich sich „zum Eigenthümer der Niederlande machen, oder auch „sie nur als ein Lehn besitzen wollte, so würde ich da- „durch zur heftigsten Eifersucht gereizt werden; aber ich „würde es ihm auch nicht verdenken, wenn er im Be- „tracht meiner dieselbe Besorgniß hegte.“

Eine Menge Betrachtungen in dieser Art, welche die Königin noch hinzufügte, und die eben so viel Scharfsinn als Weisheit zeigten, erfüllten mich mit staunender Bewunderung. Es ist nichts seltnes, daß Fürsten große Plane entwerfen; der Geist wird in ihrer Sphäre so natürlich darauf geleitet, daß man nur nöthig hat, sie auf den Nachtheil dabey aufmerksam zu machen; ihre Plane nehmlich stehen oft so wenig im Verhältniß mit ihren Kräften, daß sie die meiste Zeit kaum die Hälfte von dem, was sie unternehmen, ausführen können. Aber sich Mühe zu geben, nur vernünftige Entwürfe zu machen, die ganze Oekonomie derselben mit Weisheit zu bestimmen, und alle dabey mögliche Widerwärtigkeiten voraus zu sehen, und ihnen so vorzubeugen, daß, wenn sie eintreten, man nur nöthig habe, das schon seit langer Zeit bereit gehalten Gegenmittel anzuwenden; — dies ist eine Sache, wozu nur Wenige fähig sind. Unwissenheit, blühender Glückszustand, Wollust, Eitelkeit, ja selbst Trägheit und Furcht, machen, daß täglich Dinge unternommen werden, die völlig unmöglich sind. — Daß Elisabeth und Heinrich, die über ihren politischen Plan nie mit einander Abrede genommen hatten, so genau in allen ihren Ideen zusammentrafen, und daß diese Uebereinstimmung sich bis auf die kleinsten Umstände

stände erstreckte, war nicht weniger überraschend für mich.

Da die Königin sah, daß ich sie schweigend und mit Verwunderung anblickte, glaubte sie sich nicht deutlich genug erklärt zu haben, daß ich den ganzen Gehalt ihrer Worte hätte fassen können; aber als ich ihr ganz aufrichtig die wahre Ursach meines Schweigens und meines Erstaunens gestanden hatte, bedachte sie sich noch weniger, sich bis auf die kleinsten einzelnen Gegenstände ihres Plans einzulassen. Aber ich werde Gelegenheit genug haben, von dieser Sache zu handeln, wenn ich die großen Entwürfe auseinander setzen werde, welche durch Heinrichs frühzeitigen Tod scheiterten; ich will daher den Leser nicht durch unnütze Wiederholungen ermüden. Nur mit wenig Worten will ich hier die fünf Hauptpunkte anzeigen, auf welche die Königin von England jenen weitläufigen Plan zurückbrachte. Sie bestanden darin: erstlich, Deutschland in Ansehung der Kaiserwahl und der Ernennung eines Römischen Königs dieselbe Freyheit wieder zu verschaffen, welche es vor Alters gehabt hatte; zweytens die vereinigten Provinzen durchaus unabhängig von Spanien, und eine mächtige Republik daraus zu machen, indem man, wenn es möglich wäre, einige von Deutschland getrennte Provinzen damit verbände; drittens eben so mit der Schweiz zu verfahren, indem man einige angrenzende Länder, vorzüglich Elsaß und die Grafschaft Burgund dazu schlug; viertens, die ganze Christenheit in eine gewisse Anzahl sich so ziemlich gleicher Mächte zu vertheilen; und fünftens, alle Sekten darin zu den drey Religionen, welche in Europa die ausgebreitetsten zu seyn scheinen, zu bringen.

Unsre Unterhaltung dauerte lange. Ich werde nie die Königin so, wie sie es wegen der Eigenschaf-

ten

ten ihres Herzens und ihres Geistes, die sie in diesen Augenblicken zeigte, verdient, loben können. Der König war mit dem, was sie mir gesagt hatte, sehr zufrieden, als ich ihm den Bericht davon abstattete. Er unterhielt sich mit ihr darüber in Briefen während der ganzen Zeit, welche sie beyde noch zu Calais und Dover zubrachten. Man kam wegen aller vorläufigen Umstände überein, und machte selbst schon Einrichtungen wegen der Hauptsache, welche aber so geheim gehalten wurden, daß diese ganze Unterhandlung bis an den Tod des Königs und selbst noch lange nachher unter diejenigen gehört hat, über welche man nur eben so gewagte als sich selbst widersprechende Vermutungen vorgebracht hat.

Heinrich kam nicht eher wieder nach Paris, als bis er eine genaue Besichtigung aller seiner Grenzpläze angestellt, und für ihre Sicherheit gesorgt hatte. Uebrigens blieb er bey dem Streit der Spanier und Flämänder ein gleichgültiger Zuschauer, und that auch weiter nichts für Ostende, als daß er es geschehen ließ, daß verschiedene französische Unterthanen unter den Truppen des Prinzen von Oranien Dienste nahmen. Dies kostete einigen von ihnen das Leben, unter andern dem jungen Chatillon-Coligny (9), dem eine Kanonkugel vor Ostende den Kopf wegnahm, und dessen Tod gewiß ein großer Verlust für Frankreich war. Der König sagte laut, als er es erfuhr: das Land hätte einen Mann von großen Verdiensten eingebüßt. Mir besonders war dieser Unglücksfall sehr schmerzlich. In so jungen Jahren hatte Coligny bereits alle Eigenschaften eines großen Kriegsmannes, Tapferkeit, Kaltblütigkeit, Klugheit, einen umfassenden Geist, und die Kunst, sich bey dem Soldaten und dem Offizier gleich beliebt zu machen, in sich zu vereinigen gewußt.

Aber

Aber die Eifersucht der Hofleute machte ihm bald aus allen diesen Tugenden ein Verbrechen bey dem Könige. Coligny war ein Protestant. Man hinterbrachte Seiner Majestät, er habe schon darnach gestrebt, sich zum Oberhaupt aller Reformirten in und ausserhalb des Königreichs zu machen, wozu ihn der Herzog von Bouillon zu bewegen suchte. Bey jeder Gelegenheit, hieß es, hätte er die stärkste Neigung blicken lassen, in die Fußtapfen seines Vaters und Großvaters zu treten, und diese selbst noch zu überreffen; er sollte versichert haben, der Tod würde ihn nicht schmerzen, wenn er das Glück hätte, ihn an der Spitze eines Heers zur Rettung seiner Brüder zu finden. Seine Liebe für die Soldaten nannte man einen schlaun und gefährlichen Kunstgrif. Man gab dem König zu verstehen, der Prinz von Oranien sey schon eifersüchtig auf Coligny gewesen, und er selbst würde von dem Sproßling eines Stamms, der Frankreichs Königen so viel zu schaffen gemacht hätte, dereinst alles zu besürchten gehabt haben. Dies gieng so weit, daß als ich nach Hofe gieng, um einige Gnadenbezeugungen für die Mutter und den Bruder des Verstorbnen zu erbitten, Heinrich mir blos alle diese Reden wiederholte, denen er nur zuviel Glauben beymaß, und mir nicht nur über Chatillons Tod vollkommen getröstet, sondern auch gegen diese ganze Familie dergestalt eingenommen zu seyn schien, daß ich eine Vorbitte ausgab, durch die ich weiter nichts würde ausgerichtet haben, als mir selbst wegen der Gleichheit meiner Religion und wegen meiner Verbindungen mit dem Verstorbnen, zu schaden.

Der König hatte das Vergnügen, seine Gemahlin zu Fontainebleau in eben so guter Gesundheit, als er sie verlassen hatte, wieder zu finden. Er trennte sich

sich während ihrer Schwangerschaft nur selten von ihr, und schien die größte Sorge für ihre Gesundheit zu tragen (10). „Bringen Sie mir diesmal keine Geschäftslente mit,“ schrieb er mir wenige Tage vor ihrer Entbindung, „davon muß in der ersten Woche nach „der Niederkunft meiner Frau die Rede nicht seyn, wir „werden genug zu thun haben, zu hindern, daß sie „nicht melancholisch werde.“

Der Augenblick, welcher den König, die Königin und das ganze Reich mit Freude erfüllen sollte, erschien endlich. Maria brachte am siebzehnten September einen Prinzen zur Welt, und das gute Befinden der Mutter und des Kindes gab die besten Hoffnungen. (11) Ich glaube sagen zu dürfen, daß keine Freude der meinigen gleich kam. Die engsten Banden fesselten mich an die Person des Königs; diese Eigenschaft hatte ich noch vor allen guten Franzosen und seinen getreuesten Unterthanen voraus, um an dieser Begebenheit den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Heinrich war auch so sehr davon überzeugt, daß er mir die Ehre erzeigte, mich durch ein Billet, welches er den Abend um 10 Uhr mir von Fontainebleau nach Paris schickte, davon zu benachrichtigen. „Die Königin,“ schrieb er mir ganz kurz, „ist jetzt eben von „einem Sohn entbunden worden. Ich gebe Ihnen „Nachricht davon, damit Sie sich mit mir freuen können.“ Außer diesem Billet, worin er nur sein Herz hatte reden lassen, schrieb er mir, als dem General Feldzeugmeister, an demselben Tage noch ein anderes, welches la Varenne mir überbringen mußte. Er sprach darin von der Geburt des Dauphins, als einer Ursache zur Freude für ihn, welche er nicht genug ausdrücken konnte. „Und noch nicht so sehr, sagte er, „in so fern er mich so nahe angeht, als wegen des all-
gemeinen

„gemeinen Wohls meiner Unterthanen.“ Er befahl mir, die Kanonen des Arsensals lösen zu lassen, und dies geschah auch so, daß man es bis Fontainebleau hören konnte. Die Befehle waren bey dieser Gelegenheit überflüssig. Vom ersten bis zum letzten der Unterthanen des Königs waren die Freudenbezeugungen diesmal eben so frey von Furcht als von Politik.

Seine eigene Freude wurde durch einen kleinen Kummer, den er sich freywillig zuzog, getrübt. Sein erster Leibarzt, la Riviere (12), war ein Mann, der nicht mehr Religion hatte, als alle die, welche sich öffentlich mit der Sterndeuterey abgeben, ob man ihm gleich in der Welt die Ehre erzeigte, zu sagen, er verberge ein protestantisches Herz unter der Aussen Seite eines Katholiken. Heinrich suchte schon für seinen Sohn eine Liebe, welche ihm die lebhafteste Ungeduld gab, die künftigen Schicksale desselben zu wissen. Er hörte immer sagen, daß la Riviere oft glücklich getroffen hätte, und befahl ihm daher, mit aller Aufmerksamkeit und den Gebräuchen seiner Kunst das Horoskop des Dauphins zu machen. Um genau den Augenblick der Geburt zu wissen, hatte er gesucht, sich die beste Uhr, die man nur finden konnte, zu verschaffen. Demungeachtet schien es, als hätte er diese Idee wieder verlohren, bis etwa vierzehn Tage nachher, da ich mit ihm allein war, die Rede zwischen uns auf jene Prophezeungen kam, welche, wie ich oben gesagt habe, la Brosse von ihm und von mir gemacht hatte, und die so genau eingetroffen waren. Auf einmal erwachte nun, stärker als zuvor, die Begierde bey ihm, einen ähnlichen Versuch bey seinem Sohn zu machen.

Er ließ la Riviere rufen, welcher, ohne sich es merken zu lassen, die Arbeit schon angefangen hatte,

und sagte ihm in meiner Gegenwart, ohne daß sonst jemand zugegen war: „Nun, la Riviere, Sie sagen mir gar nichts über die Geburt des Dauphins; was haben Sie gefunden? „Ich hatte etwas dergleichen angefangen, antwortete la Riviere, aber ich habe alles liegen lassen, weil ich mich nicht mit einer Wissenschaft beschäftigen wollte, welche ich zum Theil vergessen habe, weil ich sie stets äußerst trüglich fand.“ Heinrich sah gleich, daß diese Worte nicht aufrichtig waren, es sey nun aus Furcht, dem König zu mißfallen, es sey üble Laune, oder Grille, oder auch Handwerksprache eines Sterndeuters, der seinen Geheimnissen mißtrauet. Er fuhr daher fort: „Ich sehe wohl, daß das Sie nicht abhält; denn Sie gehören sonst nicht zu den so sehr Gewissenhaften. Aber Sie wollen nur mir nichts sagen, aus Furcht zu lügen, oder mich böse zu machen. Sey es aber, was es wolle, ich will es wissen, und ich befehle Ihnen selbst, bey der Gefahr mich zu beleidigen, daß Sie mir's frey heraus sagen.“ La Riviere ließ es sich drey bis viermal wiederholen, und dann hub er mit verstelltem oder wahrem Unwillen an: „Sire, Ihr Sohn wird hohes Alter erreichen, und länger regieren, als Sie, aber Sie und Er werden von ganz verschiedenen Meinungen und Launen seyn. Er wird auf seinen Meinungen und Einfällen bestehen, und zuweilen auch auf den Meynungen Anderer. Weniger sagen als denken, wird das beste seyn. Trostlose Zeiten drohen Ihren alten Gesellschaftern. Was Sie geschont haben, wird zerstört werden. Er wird große Dinge ausführen, in seinen Entwürfen sehr glücklich seyn, und der Christenheit viel von sich zu reden geben. Stets Krieg und Frieden. Nachkommen, — wird er haben, und nach ihm wird alles schlimmer werden. Das ist alles, was Sie von mir erfahren werden,“ und

„und mehr war ich nicht entschlossen, Ihnen zu sagen.“ Der König sann einige Augenblicke über das, was er gehört hatte, nach; dann rief er: „Sie meinen die Hugenotten, ich sehe es wohl; aber das sagen Sie nur, weil Sie auch ein halber Protestant sind.“ „Ich meine alles, was Ew. Majestät beliebt,“ antwortete la Riviere, aber mehr werden Sie von mir nicht erfahren.“ Mit den Worten verließ er uns schnell. — Heinrich blieb noch lange mit mir am Fenster stehen; und wir unterhielten uns über jedes Wort, welches la Riviere gesagt hatte; seine ganze Rede hatte einen tiefen Eindruck auf den König gemacht.

Er fuhr fort mir mit derselben freundschaftlichen Art alles zu schreiben, was zu Fontainebleau vorgieng, nachdem ich es kurze Zeit nach jener Unterredung verlassen hatte. „Sie können nicht glauben, schrieb er mir, wie wohl sich meine Frau befindet, nach allem, was sie ausgestanden hat. Sie hat von selbst sich wieder den Kopfsputz aufsetzen lassen, und spricht schon vom Aufstehen. Sie geht schon bis ins Nebenzimmer. (Es war der neunte Tag nach ihrer Entbindung) Ihr Temperament ist stark. Mein Sohn befindet sich auch wohl, Gott sey Dank! Das sind die besten Neuigkeiten, welche ich einem treuen und mir zugethanen Diener, den ich liebe, schreiben kann.“ (13) Er schickte den Dauphin nach Saint-Germain, weil die Luft dort besser ist, und wollte, daß ihn die ganze Stadt Paris sehen sollte. Solche kleine Aufmerksamkeiten zeigen oft besser den wahren Grund der Gefinnungen, als auffallende Handlungen. Er ließ ihn unbedeckt durch diese große Stadt tragen, und der wiederholte Zuruf der Pariser bewies, wie sehr ihnen diese Popularität gefiel.

Heinrich hatte der Königin versprochen, wenn sie einen Prinzen zur Welt brächte, so wollte er ihr Monceaux als Eigenthum schenken. Er schrieb mir daher auch um dieselbe Zeit: „Meine Frau hat Monceaux gewonnen, weil sie mir einen Sohn geboren hat; ich bitte Sie deswegen, den Präsidenten Forger holen zu lassen, und mit ihm über diese Sache zu reden, und auch für die Sicherheit zu sorgen, welche ich dabei wegen meiner Kinder geben muß, damit auf alle Fälle die Summe, für welche ich Monceaux nehme, auch recht gewiß sey.“ Er erinnerte mich zu gleicher Zeit, die Tapeten zu fordern, welche die Stadt Paris der Königin zum Wochengeschenk versprochen hatte. Zu eben der Zeit, wo der Himmel Frankreich einen Prinzen gab, wurde auch in Spanien eine Infantin geboren (14).

Die Unterhandlung mit dem Großherzog von Florenz, welche schon verschiedene Jahre gedauert hatte, wurde endlich in dem Gegenwärtigen beendigt. Um zu verstehen, wovon hier die Rede war, muß man wissen, daß der Großherzog, Ferdinand von Medizis, unter der Regierung Heinrichs III, bey Gelegenheit der Unruhen, welche Frankreich zerrütteten, sich der kleinen Inseln bey Marseille, Ratonneau, Pomegue und If, nebst dem Schlosse auf der letztern, bemächtigt hatte. Heinrich IV war entschlossen, sie wieder zu haben, und ließ sie 1598 durch d'Ofsat, der damals in Italien war, von dem Großherzog zurückfordern. Dieser wagte es nicht, eine abschlagende Antwort zu geben, er that blos die Vorstellung, er habe an diese Inseln große Summen gewendet, welche er doch nicht einbüßen könnte. D'Ofsat hob diese Schwierigkeit, indem er den König verbindlich machte, zur Entschädigung für jene Kosten 300,000 Thaler

ter zu bezahlen, für welche zwölfte von den reichsten und angesehensten Personen in Frankreich Bürgschaft leisten sollten; als ob der König nicht allein für eine so mittelmäßige Summe hätte gut sagen können (15). Er bestätigte indessen den Vergleich, ohne sehr darauf zu merken, und kurze Zeit nachher schickte der Großherzog den Ritter Winta, um mit Gondy die Sache nach diesem Plan abzuthun.

Die beyden Herren suchten ihre Bürgen im Staatsrath selbst, und thaten mir sowohl, als den Andern, den Antrag. Ich fand etwas so sonderbares in dieser Art des Betragens gegen einen König, dessen Macht in ganz Europa so bekannt ist, daß ich denen, die mit mir davon reden wollten, gerade ins Gesicht lachte. Vergebens stellte mir Villeroi vor, es sey notwendig, d'Orats Versprechen zu erfüllen; ich antwortete ihm, es habe nie Wechsler in meiner Familie gegeben. In der That war das auch mehr eine Sache für einen Wechsler als für einen Edelmann. „Alle Andern, sagte er, haben nicht die geringste Schwierigkeit gemacht.“ „Ich glaub's, versetzte ich, mit einigem Unwillen, aber es ist auch keiner dabey, der nicht vom Stadttadel oder der Handelschaft abstamme.“ Darüber entstand ein kleiner Zank im Staatsrath, welcher dem König hinterbracht wurde. Er lächelte bloß dazu, und sagte: man habe unrecht gerhan mit mir davon zu reden ohne es ihm vorher gesagt zu haben, denn er selbst hätte noch nicht mit mir darüber gesprochen. „Ich wundre mich, setzte er hinzu, daß er Euch nicht noch eine härtere Antwort gegeben hat. Kennt Ihr denn den Menschen noch nicht, wie viel er sich auf seinen Adel einbildet? Macht die Sache aus, ohne daß weder er noch ein anderer sich verbürge. Im Grunde hatte ich ja auch dem Bischof

„von Kennes dazu keinen Auftrag gegeben.“ Der Großherzog ließ sich nicht lange bitten, um die Bedingung nachzulassen, und er entsagte den zwölf Bürgen aus Achtung für die Person des Königs. Die Acte, die darüber aufgesetzt wurde, war vom 4ten August 1598, aber die Sache selbst wurde von beyden Theilen erst durch die Ankunft des Ritters Vinta in diesem Jahre beendigt.

Ich bekam auch einen Auftrag bey der Liquidation gewisser Güter in Piemont, welche der Graf von Soissons an den König verhandeln wollte. Sie waren ihm von Seiten seiner Gemahlin, welche aus dem Hause Montassie war, durch den Tod der Prinzessin von Conty zugefallen (16). Mein Bericht war nicht zum Vortheil des Grafen; ich stellte dem König vor, diese Güter wären von weit geringerem Werth, als man sie ausgäbe, und überdem noch so manchen Prozeß ausgesetzt, und so nachtheilig gelegen, daß diese Betrachtungen ihnen noch viel von ihrem Werth benähmen. Diese Rede machte den Grafen von Soissons sehr ungehalten auf mich, aber er ließ es sich nicht merken.

Fresne Canaye (17) wurde zum Bothschafter nach Venedig und mein Bruder Bethune nach Rom bestimmt, zum großen Verdruss der andern Minister, besonders Villeron's und Sillery's, mit denen ich oft in Streitigkeiten gerieth, durch welche nachher der König belästigt wurde. Die beyden Herren hatten sich vorgenommen, mich, wenigstens von den auswärtigen Angelegenheiten, welche, wie sie behaupteten, sie allein angienge, auszuschließen. Die Gesandtschaften gehörten dahin, und sie sagten dem Könige in meiner Gegenwart, sie hätten ihm zu dem Posten in Rom weit

weit tüchtigere Leute vorzuschlagen, als Bethune, welcher gar keine Kenntnisse von den Angelegenheiten dieses Hofes, und auch dem Staat noch keine Dienste geleistet hätte." Mein Bruder hatte indessen doch schon den Gesandtschaftsposten in Schottland bekleidet, und ich kann sagen, daß er ihm gut vorgestanden hatte; es war auch nicht zu leugnen, daß er dazu wenigstens die guten Eigenschaften, die nach meiner Meinung eben nicht die unwesentlichsten sind, Rechtschaffenheit, Vorsichtigkeit und Klugheit besaß. Die ganze Rede war also zu gleicher Zeit falsch und beleidigend. Ich ließ dies auch die Herren in meiner Antwort fühlen, indem ich Ihnen zeigte, von welchem Werth die Dienste, die er dem Staat im Kriege geleistet hatte, und die sie so tief unter die andern herabzusetzen schienen, in der That wären.

Villeroy wurde beleidigt, daß ich seine Dienste nicht über die andern setzte, und behauptete seinen Satz mit Hitze. Der König mußte uns endlich Stillschweigen gebieten, indem er sagte, es sey ungeziemend, daß man solche Reden in seiner Gegenwart führe; und ohne unsere Dienste weiter zu untersuchen, müsse es uns genügen, daß er uns alle drey für gute Diener hielte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich nach seinem Verbot es noch wagte ein Wort hinzuzusetzen, um Leute, die so laut dem müßigen Leben bürgerlicher Bedienungen und der Ruhe des Kabinetts den Vorzug vor den Mühseeligkeiten, den Gefahren und dem kostbaren Aufwand des Kriegsstandes gaben, zum Schweigen zu bringen; und ich sagte nun alles, was ich darüber dachte. Er unterbrach mich endlich, und rief: „Gut, gut, ich verzeihe dem Einen wie dem Andern, und nehme Eure Worte, wie ich soll; aber mit der Bedingung, daß Ihr künftig solche Stichelreden vermei-

, det, und daß, wenn einer von Euch wünscht, daß
 , ich seine Freunde begünstigen soll, die andern sich
 , nicht widersetzen, sondern es meiner Wahl überlas-
 , sen. Vor jetzt entscheide ich für den Herrn von Be-
 , thüne; ich schätze sein Haus, seinen Geist, seine Klug-
 , heit und seine Fähigkeiten, denn ich habe ihn bey ver-
 , schiedenen Angelegenheiten in Krieg und Frieden ge-
 , braucht, und er hat sie auf die beste Art ausgerichtet.
 Willeron'n versprach er, nach der Rückkehr meines Bru-
 ders von Rom einen Gesandten auf seine Empfehlung
 zu schicken. Er ermahnte uns, einig zu seyn, und
 kehrte nun von dem Spaziergang, wo dieser Streit
 ihn über zwey Stunden aufgehalten hatte, zurück, um
 zu Mittag zu speisen.

Ich that dies Jahr verschiedene Reisen nach Jon-
 tainebleau, um mit dem König über einige Sachen
 zu reden, die ich ihm nicht anders mittheilen konnte.
 Weil wir oft und auf lange Zeit von einander entfernt
 waren, so erhielt ich mehr Briefe von ihm, als ge-
 wöhnlich. Der, worin er von dem Marschall von
 Ornano (13) redet, ist sonderbar. Er hatte von ihm
 einige Ursachen zum Mißvergnügen erhalten. „Ich
 „habe niemals, schreibt er, so viel Unwissenheit und
 „Hartnäckigkeit beyssammen gesehen, und wahrhaftig,
 , beyde in einem gefährlichen Grade. Er hat den Cor-
 , sen bis aufs äußerste gemacht. Sehen Sie nur zu,
 „daß er mich nicht zwingt ihn als das bekannt zu ma-
 , chen, was er ist, das heißt, unwürdig der Ehre,
 „die ich ihm erzeigt habe. Seine Treue allein verband
 „mich dazu, aber kein öfterer Ungehorsam wird mich
 „endlich der Pflicht entlassen, diesen Ausdruck länger
 „von ihm zu gebrauchen. Die Wahrheit zu sagen, ich
 „bin seiner herzlich überdrüssig.“ — Die Staaten
 von Languedoc versammelten sich dies Jahr; Hein-
 rich

rich schrieb mir, man müsse den Ort ihrer Zusammenkunft nach Nieder Languedoc verlegen, „damit, sagt er, meine treuen Diener nicht zum erstenmale dahin gehen, wo die Anhänger der Ligue waren.“ In einem andern Briefe befiehlt er mir, junge Pferde aus seiner Stuterey zu Meun (19) kommen zu lassen, und in noch einem andern, seinem Advents und Fasten-Prediger Garnier zwey hundert Thaler zu geben. Die Uebrigen, welche ich übergehe, enthalten blos unbedeutliche einzelne Umstände; aber sie sind immer ein Beweis von der Wachsamkeit und Aufmerksamkeit des Königs.

Ich werde nun in einem einzigen Artikel, womit ich zugleich die Denkwürdigkeiten dieses Jahres beschließe, alle Begebenheiten zusammenfassen, welche auf Biron's Empörung, von der man nun endlich die überzeugendsten Beweise erhielt, Beziehung hatten. Schon zu der Zeit, da er zu Lion war, bekam der König starken Verdacht gegen ihn, und hatte deswegen im Barfüßerkloster eine geheime Unterredung mit ihm. Biron fand Heinrichen von allen Schritten, welche Er bey dem Herzog von Savoyen gethan hatte, so gut unterrichtet, daß er — er mag nun geglaubt haben, nach einer solchen Entdeckung bliebe ihm nichts übrig, als seinen Fehler wieder gut zu machen, oder wirklich den König nicht haben betrügen wollen, — ihm gestand, er habe in der That den Anerbietungen des Herzogs und dem Versprechen, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben, nicht widerstehen können; (20) er bat den König deshalb um Verzeihung, und schwur mit dem größten Anschein der Aufrichtigkeit, er würde nie wieder von diesem Wahnsinn sich hinreißen lassen.

Heinrich glaubte auf dies Versprechen bauen zu können. Aber Biron hatte es eben so schnell vergessen als es gegeben worden war; er fieng seine vorigen Bemühungen wieder an, that Reisen in die Provinzen, und schmeichelte allen unruhigen Köpfen und Unzufriedenen unter dem Adel, die er nur von den Ungerechtigkeiten des Königs gegen ihn, und von seinem eignen Kredit und Verständnissen im Auslande unterhielt. Er verband sich fester als jemals mit Bouillon, Entragues, Auvergne und andern von gleichem Schlage (21). Er überwand sich so weit, daß er der leutseligste und freundlichste Mann gegen die Soldaten wurde, da er sonst der Stolz und der Hochmuth selber war; und — so wenig kostet es dem Ehrgeizigen, sich zu jeder Rolle herab zu lassen, — er wußte den niedrigsten Pöbel an sich zu ziehen, indem er den Andächtigen und den Heuchler machte. Bis dahin jedoch hätte man noch immer glauben können, er werde seine Absichten in sich selber verschließen, und alle diese Handlungen seyen nur eine Folge eines Charakters, den man an vielen Leuten bemerkt, die, wenn sie gleich in allen ihren Treden einen unruhigen und nach Neuerungen strebenden Geist zeigen, dennoch oft weit entfernt sind, sich blindlings in eine Empörung zu stürzen.

So dachte auch Heinrich lange Zeit von dem Marschall, ob er gleich immer fortfuhr, ihn sorgfältig zu beobachten, und nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, als er Biron's Betragen bey seinem letzten Aufenthalt zu Dijon, wo er das Ende des Vorigen und den Anfang dieses Jahres zugebracht hatte, erfuhr. Diesem fehlte es auch nicht an Auspähern am Hofe, und da er durch sie von dem Eindruck benachrichtigt wurde, den seine Aufführung auf den König machte, hielt

hielt er für rathsam, mir darüber zu schreiben. Sein Brief ist vom dritten Januar, und handelt blos davon, daß man ihn bey dem König verläumder, und daß Heinrich selbst ihm Unrecht thue, indem er ihm Plane zutraue, an die er nie gedacht habe. Er bittet mich ihm beizustehen, damit er seine Unschuld beweisen könne. Seine Reise nach Bourgogne entschuldigt er durch unumgänglich-nothwendige häusliche Angelegenheiten, und versichert, er werde in zwey Tagen zurück seyn. Endlich ersucht er mich, allen dem, was Prevot, einer von seinen gewöhnlichen Unterhändlern, den er an mich geschickt hatte, mir von ihm sagen würde, zu glauben. Viron wurde zu kurze Zeit nach diesem Schreiben der Treulosigkeit überführt, als daß man es für aufrichtig halten könnte; auch war ich weit entfernt, dies zu thun, und wurde nur noch misstrauischer.

Während seines Aufenthalts zu Calais erhielt der König neue, noch weit umständlichere und deutlichere Nachrichten über den Marschall von Viron, der wahrscheinlich damals, da er sich weniger beobachtet glaubte, sich auch nicht so sehr in Acht nahm. Heinrich aber, anstatt gleich das Mittel zu ergreifen, welches er nicht länger hätte aufschieben sollen, hoffte noch immer diesen Mann, den er noch nicht für unheilbar zu halten sich überreden konnte, durch alles, was er für fähig hielt ihn zurückzubringen, durch Sanftmuth, freundschaftliche Behandlung und Beweise ausgezeichneter Achtung, die dem Herzen eines rechtschaffenen Mannes so empfindlich sind, wieder zu gewinnen. Viron hatte ihn um ein Geschenk von 30,000 Thalern gebeten; er fand dies billig, und gestand sie ihm ohne Besinnen zu. Da sich einige Schwierigkeiten fanden, welche die Auszahlung verzögerten, befahl er mir, das Geld dergestalt zu erheben, daß man Viron sogleich befrie-

befriedigen könnte; ich zahlte ihm auch auf der Stelle die Hälfte aus, und gab ihm auf den Rest eine binnen Jahresfrist zahlbare Anweisung.

Er glaubte, sich bey mir bedanken zu müssen, und versicherte mir, er habe mir weit mehr Verbindlichkeit wegen dieser Summe, als dem König. Ueber diesen beklagte er sich gegen mich; er läßt mich in der Vergessenheit, sagte er, ja, er verachtet mich, seitdem er diesen Degen nicht mehr braucht, „diesen Degen, der ihn auf den Thron gesetzt hat.“ Bey dieser Gelegenheit konnte ich auch nicht schweigen. Ich zeigte dem Marschall mit einer Art von Vorwurf, daß seine Klage desto ungegründeter wäre, da Heinrich, dem er allein das Geschenk zu danken habe, auch sogar sich herabgelassen hätte, die Auszahlung zu betreiben. Ich redete nun noch offener mit ihm. Ich stellte ihm vor, daß, selbst wenn er auch Beweise vom Gegentheil hätte, er doch immer bedenken müßte, daß er von seinem Herrn spräche, und zwar von einem Herrn, der, mehr noch durch seine persönlichen Eigenschaften als durch seine Würde, die Ehrfurcht aller seiner Unterthanen verdiente. Er wisse so gut wie ich, daß gekrönte Häupter über nichts so empfindlich würden, als über diesen Mangel an Achtung für ihre Person, über die eifersüchtige Art, den Ruhm ihrer Waffen herabzusetzen, und über die Undankbarkeit gegen ihre Wohlthaten. — Diese Ausdrücke waren, dünkte mich, deutlich genug. Ich gieng aber noch weiter, und wenn ich dem Marschall nicht gerade zu sagte, daß ich ihn für einen Verräther hielte, so war es blos seine Schuld, wenn er dies nicht aus meiner ganzen Rede schloß. Ich bat ihn dringend, nach einem andern Ruhm zu streben, der ihm wahres Lob erwerben könnte. Ich legte ein großes Gewicht auf den Unterschied

zwischen den zwey Fällen die Liebe seines Fürsten und des Vaterlandes zu erwerben, und sich ihnen fürchtbar zu machen suchen; eine verhasste Rolle, die fast immer für den, der sie spielt, unglücklich abläuft. Ich sagte ihm, wenn er sich mit mir vereinigen wollte, um gemeinschaftlich für die Ehre des Staats und das allgemeine Beste zu arbeiten, so könnten wir in gewissem Verstande alle Andre von uns abhängig machen; er, durch seine kriegerischen Talente, und ich durch die Stelle, welche ich im Kabinet bekleidete; denn würden wir das Vergnügen genießen, daß alles Gute, welches geschehen würde, entweder von uns herrühren oder durch uns bewirkt werden müßte. Ich schloß endlich meine Vorstellung, indem ich ihn zu bereden suchte, daß er zum König gieng und ihm für sein Geschenk dankte.

Weit entfernt, bey diesem allem Rührung oder Reue zu zeigen, antwortete mir Biron blos mit so übertriebener und unzeitiger Erhebung seiner eignen Verdienste, und das auf eine so prahlhafte Art, daß ich jetzt von einer Sache, die ich bisher nur von ferne gemuthmaßt hatte, deutlich überzeugt wurde; daß nemlich die Raubigkeit seines Geistes zum Theil von einem kleinen Anfang wahrer Tollheit herkämen, welche übrigens um so weniger zu vergeben war, da sie ihn zwar hinderte, vernünftig zu schließen, aber nicht, übel zu reden und noch schlimmer zu handeln. Was mir davon den vollkommensten Beweis gab, war, daß, da er nach allem, was ich ihm gesagt hatte, mich wenigstens für einen Menschen halten mußte, in dessen Gegenwart er sich nicht genug in Acht nehmen konnte, er dennoch die Unbesonnenheit hatte, einige Worte von den Planen, die ihm im Kopfe herum giengen, fallen zu lassen. Wahrscheinlich waren es dieselben Reden,
die

die er schon öffentlich geführt hatte. Ich faßte sie nicht auf, aber er merkte selbst seine Unbesonnenheit, und um sie wieder gut zu machen, stellte er sich, als ob er meinen Gründen beypflichtete und meiner Meynung wäre. Ich aber gab von diesem Augenblick an so sehr alle Hoffnung auf, ihn wieder zu seiner Pflicht zurückgebracht zu sehen, daß ich es für die Meinige hielt, von all dem, wozu er mir fähig schien, dem König nichts zu verschweigen.

Es hat stets in Heinrichs Character gelegen, daß er nur schwer gegen irgend Jemanden mißtrauisch werden konnte. Er antwortete mir, er kenne Biron genau; er sey sehr fähig alles das, was man von ihm berichte, gesagt zu haben, aber dieser Mensch habe ein finstres, cholerisches Temperament, welches ihn leicht zu wütenden Ausbrüchen hinreisse, er sey daher niemals zufrieden sondern erhebe sich stets über alle Andern, nichts destoweniger sey er der Erste, den Augenblick nachher zu Pferde zu steigen und sich für eben dieselben, von denen er gleich alles ersinnliche Böse gesagt habe, allen Gefahren auszusetzen; dadurch verdiene er denn auch einige Nachsicht wegen des geringern Fehlers seiner unüberlegten Reden. Er für seine Person, setzte der König hinzu, sey überzeugt, Biron würde in seinem Ungehorsam nie bis aufs äußerste gehen; sollte dies aber geschehen, so halte er sich selbst für eben so tapfer, wie er dies bey manchen Gelegenheiten, wo er dem Marschall das Leben gerettet, und noch neuerlich bey Fontaine-Françoise bewiesen hätte, und er würde dann ihm zeigen, daß er ihn nicht fürchte. Heinrich veränderte also in seinem Betragen gegen Biron weiter nichts, als daß er ihm nur noch freundlicher begegnete und ihn mit noch mehr Ehren bezeugte.

Bezeugungen überhäufte, welches er für das wahre Mittel gegen die Krankheit desselben hielt.

Er schickte ihn als Botschafter an die Königin Elisabeth (22) und mit dieser hatte Viron eine sonderbare Unterredung. Er war unbesonnen genug, nicht nur sie an die Geschichte des Grafen von Essex, welchen sie kürzlich hatte hinrichten lassen, zu erinnern, sondern auch den Grafen zu bedauern, daß so viel wichtige Dienste ihm dies traurige Ende zugezogen hätten. Elisabeth hatte die Gefälligkeit, auf diese unbescheidenen Reden zu antworten, und ihm die Ursachen vorzulegen, welche sie zu dieser Handlung bewogen hätten. Sie erzählte ihm, Essex hätte sich thöricht in Unternehmungen eingelassen, welche weit über seinen Kräften gewesen wären, und nach so manchen Verweisen seiner Empörung, ja nachdem er völlig davon überführt gewesen wäre, hätte er noch durch Unterwerfung Verzeihung erhalten können, aber weder durch seine Freunde, noch durch seine Verwandten wäre er zu bewegen gewesen um Gnade zu bitten. Ich weiß nicht ob die Königin in dem französischen Botschafter einige ähnliche Züge mit ihrem ehemaligen Günstling zu finden glaubte; die vernünftigen Betrachtungen über den Character der gekrönten Häupter und über die Pflicht des Unterthanen, womit sie ihre Erzählung beschloß, scheinen es zu verstehen zu geben; — aber Viron zog keinen Nutzen daraus.

Nach seiner Rückkehr von London wurde er von dem König zum außerordentlichen Botschafter in der Schweiz, wegen der Erneuerung des Bündnisses mit den Cantons, ernannt. Heinrich bildete sich immer noch ein, daß ein Auftrag, der Viron's Geist fern vom Kriege beschäftigen und ihn mit einer Versammlung so

wei-

weiser und staatskluger Männer, als der Helvetische Senat, in Unterhandlung bringen würde, endlich in ihm jeden Samen des Aufruhrs vertilgen müßte; aber unglücklicherweise giebt es Leidenschaften, die niemals altern, und dieses sind Ehrsucht, Neid und Geldgeiz; wer Virons Herz genau geprüft hätte, würde es vielleicht von allen dreyen angegriffen gefunden haben. Kaum war er von dieser zweyten Gesandtschaft zurückgekommen, so fieng er wieder an, eifriger als jemals an der Ausföhrung seiner alten Chimären zu arbeiten, als hätte er die verlorne Zeit wieder einbringen wollen. Vielleicht wurde er durch den Herzog von Bouillon und den Grafen von Auvergne, die jeder sich einen Anhang gemacht hatten, dazu hingerissen; vielleicht auch zog er sie in seine Plane hin.

Um sich auf eine Art zu verbinden, die es nachher unmöglich machte, daß einer den andern im Stiche ließe, unterzeichneten sie alle drey eine Associations Formel, von welcher jeder ein Original behielt. Dieses sonderbare Stück wurde in Virons Prozeß zum Vorschein gebracht. Sie verbinden sich darin wechselseitig, auf Treue und Glauben eines Edelmanns und eines rechtschafnen Mannes, um ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit willen zusammen zu halten wider und gegen Jedermann, ohne irgend Einen auszunehmen; (diese Ausdrücke verdienen bemerkt zu werden) die unverbrüchlichste Verschwiegenheit über alles, was Einem von ihnen offenbart werden könnte, zu beobachten; und, wenn Einem von den Verbündeten ein Unfall zustieße, diese Schrift zu verbrennen. Ihre Absichten konnten nur durch Spaniens und Savoyens Mitwirkung gelingen. Sie erneuerten daher stärker als jemals ihre Verständnisse mit diesen beyden Mächten, und um dieselben auch ihrer Seits zu

zu unterstützen, zogen sie alle unruhige Köpfe unter dem Adel und den Kriegsleuten an sich. Um verschiedene der von Paris am weitesten entfernten Städte, besonders in Guienne und Poitou an sich zu ziehen, machten sie sich die Unzufriedenheit, welche dort durch die Abgabe des Sou vom Livre, gegen die ich in der Versammlung der Notablen so heftig gestritten hatte, entstanden war zu Nuze; denn auch nachher war mir es nicht möglich gewesen, sie abzuschaffen, man hatte blos, weil es nicht möglich war, sie nach dem ersten Entwurf einzurichten, sie in ein Hülfsgeld von 800,000 Franken verandelt, wovon die eine Hälfte bey der Steuer und die Andere bey der Eingangsacise mit eingerechnet wurde.

Noch eines Grundes bedienten sich Biron und seine Verbündeten, um das Volk aufzuwiegeln. Sie überredeten es, man wolle die Salzpacht bey ihm einführen, um es völlig zu Grunde zu richten. Angestellte Leute, welche sie in großer Anzahl besoldeten, mußten diese Provinzen in beständiger Furcht erhalten. Welche Regierung wird jemals hoffen dürfen, von diesen Geißeln den öffentlichen Ruhe frey zu bleiben, da die sanfte, weise und populäre Regierung Heinrichs des Großen es nicht gewesen ist! Aber dennoch wollen wir den Grund davon bloß in dem unglücklichen Einfluß suchen, den Bürgerkriege auf die Sitten der Menschen haben. Durch ihr Gift werden jene rastlosen Geister erzeugt, welche die Ruhe ermüdet, denen der glücklichste Zustand nur ein schmachthendes Uebelfeyn ist. Daher jener Wahnsinn, der sie stets außer sich selbst versetzt, daß sie immer Gott und Menschen wegen der Qualen, die sie sich selbst zufügen, anklagen, und ihre Galle gegen die Fürsten ausschütten, deren Gewalt

für sie eine Marter ist und doch nicht hinreichen würde, ihre sinnlose Habsucht zu befriedigen.

Heinrich hatte sich geschmeichelt, Biron's Character genau zu kennen, endlich aber öffnete er die Augen, und begann einzusehen, daß er noch zu den heftigsten Mitteln würde schreiten müssen, um die weitere Ausbreitung des um sich fressenden Uebels zu hemmen. Täglich kamen der Warnungen mehr, und von Leuten, die gar nicht verdächtig waren. Alle sagten ungeschehr dasselbe. Einige sprachen von der Association's acte, und zeigten die einzelnen Artikel derselben, die sie gesehen hatten, an. Die umständlichste und zusammenhängendste Nachricht erhielt der König durch Calvairac (23). Außer den allgemeinen Gerüchten stand auch noch darin: Biron und seine Verbündeten hätten mehrere tausend Pistolen durch Leute, die aus Spanien gekommen wären, erhalten. Ueberdem, hieß es, erwarteten sie auch noch große Summen und sogar Truppen. Das Kabinets zu Madrid habe dabei die Bedingung gemacht, daß die Rebellen zuerst suchen sollten, sich einiger guten Plätze an der See oder an der Spanischen Gränze zu bemächtigen; dem zu Folge habe man schon Anschläge auf Blage, Narbonne, Marseille und Toulon gemacht, und der Graf von Auvergne erwarte nur den Ausgang derselben, um den Seinigen auf Saint Flour auszuführen.

Alle diese Nachrichten verdienten wohl, daß man sich die größte Mühe gab, der Sache auf den Grund zu kommen. Der König kam ausdrücklich deswegen ins Arsenal, um mir das, was er erfahren hatte, mitzutheilen. Er fand mich beschäftigt, die angefangenen Werke fortsetzen zu lassen, und erzählte mir auf dem Balkon des großen Ganges alle jene einzelnen

Um.

Umstände. Von da gieng er nach Fontainebleau, wohin ich ihm folgte, um die letzten Maasregeln wegen Viron's zu nehmen. Dieser hatte sich zu den auswärtigen Unterhandlungen seit langer Zeit des la Fin (24), eines lebhaften, verschlagnen und intriganten Mannes bedient, den er und Bouillon oft ihren Verwandten nannten. La Fin hatte verschiedene Reisen zu dem König von Spanien, dem Herzog von Savoyen und dem Grafen von Fuentes gethan; nachher aber war er über Viron mißvergnügt geworden, nach Hause gegangen und daselbst müßig geblieben. Man hofte ihn gewinnen und zum Reden bringen zu können, und bediente sich dazu der Vermittlung seines Neffen, des Biscomte von Chartres (25). Unterdessen, daß dieser sich bemühte, seinen Oheim zu einer Reise nach Fontainebleau zu bereden, kehrte ich nach Paris zurück, um alles zu einer Reise zu bereiten, welche der König nach allen den Orten, wo Viron gewesen war, das heißt nach Poitou, Guyenne, Lemosin und hauptsächlich in die Gegend von Blois zu thun für gut hielt.

La Fin entschloß sich endlich nach Fontainebleau zu kommen, und alles, was er von Viron's Verschöpfung wußte, zu entdecken. Der König befahl, daß er sich auf dem halben Wege dahin aufhalten sollte, damit Niemand, als die, welche er selbst an ihn schicken würde, ihn zu sehen bekäme. Aus la Fin's ersten Reden schloß er, daß meine Gegenwart nothwendig seyn würde, und er schrieb mir darüber diese wenigen Worte: „Kommen Sie eiligst zu mir, mein Freund, wegen einer Sache, die meinen Dienst, Ihre Ehre, und unsrer beyden gemeinschaftliche Zufriedenheit angeht. Adieu, ich liebe Sie von Herzen.“ Ich reisete sogleich mit Postpferden ab. Zu Fontainebleau begegnete ich mitten in dem großen Wege, der

S 2

zum

zum Schlosse führt, dem König, da er eben auf die Jagd gehen wollte, und ich lief sogleich hin, ihm das Knie zu küssen. „Es giebt viel Neues, mein Freund, sagte er, indem er meinen Kopf an sein Herz drückte, „alles ist entdeckt, und der vornehmste Unterhändler ist gekommen, mich um Verzeihung zu bitten, und alles zu gestehen. Er verwickelt eine Menge Männer in seine Aussage, und zwar die angesehensten und auf deren Zuneigung ich das größte Recht habe. Aber der Mensch lügt, und ich bin entschlossen, ihm ohne gültige Beweise nichts zu glauben. Er menzt Leute hinein, an die Sie niemals würden gedacht haben. — Nun rathen Sie einmal, Wen?“ — „Einen Mann zu errathen, der ein Verräther wäre! antwortete ich. Mein Sire, daß werde ich nimmermehr thun. Er drang noch ein paar male vergebens in mich, dann fuhr er fort: „Der Herr von Kosny ist auch darunter; kennen Sie ihn?“ — Haben alle Andern nicht mehr Theil daran, als ich? sagte ich lächelnd. Wenn das ist, so brauchen Ew. Majestät deshalb nicht sehr besorgt zu seyn.“ — „Nun, ich hab's auch nicht geglaubt, antwortete Heinrich, und um Ihnen dies zu beweisen, habe ich Willeron und Bellievre befohlen, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen alle Anklagen, sowohl gegen Sie, als gegen die Andern zu bringen. Ich habe selbst zu La Fin gesagt, ich wollte, daß er Sie sähe, und mit Ihnen aufrichtig spräche. Er ist bey der Presse gewesen, und jetzt in seinem Schlupfwinkel versteckt. Aber er wird auf dem Wege nach Moret zu Ihnen kommen; bestimmen Sie ihm Ort und Stunde, und lassen Sie keinen Dritten dabey seyn.“

Ich konnte nicht begreifen, wie mein Name dahin käme und von diesem häßlichen Komplot nur hatte genannt

genannt werden können; ob dieses von irgend einem von Viron's Leuten, der mich für einen Freund seines Herrn hielte, oder von ihm und seinen Verbündeten selbst herrührte, die sich vielleicht diese Lüge erlaubt hätten, um gegen die spanischen Minister die Anzahl ihrer Anhänger und der mit der Regierung Unzufriednen zu vergrößern. Zwei Briefe, die ich mehr noch aus Diensteifer als aus Höflichkeit an den Marschall geschrieben hatte, können vielleicht dazu Anlaß gegeben haben; um so mehr, da ich darinn auf die schon oben erwähnte Unterredung zwischen uns beyden anspielte, und ihm frey heraus sagte, es läge nur an ihm, sich durch die Mittel, welche er wüßte, dem Staat nützlich, und sehr beliebt zu machen. Ich hatte hinzugesetzt, ich wäre doch immer um den König, aber ich hätte nie von Seiner Majestät die Reden gehört, welche er über ihn sollte geführt haben, und ich rieth ihm nicht, auf diese Art davon in der Welt zu reden, weil man sonst gewiß glauben und sagen würde, er stelle sich nur deswegen, so unzufrieden mit dem König zu seyn, weil er selbst kein gutes Gewissen hätte. — So kann man vielleicht das, was ich bloß in der Absicht, den Marschall klüger zu machen, gesagt hatte, übel ausgelegt haben.

Wie mir der König einige Zeit nachher gesagt hat, hielt er dafür, daß weder Viron, noch einer von seinen Getreuen, sondern la Fin allein auf Verhöhnung derer, die mich gern um meine Stelle bringen wollten, diese Beschuldigung erdacht hätte. Dem sey, wie ihm wolle, die Lüge machte so wenig Eindruck auf Heinrich's Gefinnungen, daß, da er mir eben das Gouvernement der Bastille gegeben, und erst gewollt hatte, daß das Patent darüber nicht unter meinem, sondern unter dem Namen la Chevalerie erscheinen sollte, er bey Gelegenheit der Viron'schen Sache seinen

Willen änderte, und es unter den Meinigen ausfertigen ließ, „weil er,“ dies waren seine Worte, „Meymanden wüßte, der ihm so gut dienen könnte, als ich,“ wenn er etwa Vögel in dem Bauer haben sollte.“ Villeroy erhielt den Befehl dazu, und brachte mir auch kurz nachher, aber schon im Anfang des folgenden Jahres das Patent.

Ich unterhielt mich lange ohne Zeugen mit la Fin in dem Walde, dann untersuchte ich mit Villeroy und Bellievre genau alle Papiere, als Briefe, Aufsätze und andere Stücke von der Art, welche einige Beweise gegen den Herzog von Bouillon, den Marschall von Viron und den Grafen von Auvergne enthielten. Es waren darin eine Menge Namen mit diesen dreyen vermengt; aber weil dieses mit eben so wenigem Recht seyn konnte, als der Meinige hineingekommen war, den ich auch darinn fand, so werde ich mich hüten, aus so schlechten Gründen ihnen eine Stelle in diesen Memoiren zu geben, welche bey mißtrauischen Gemüthern einen gerechtern Verdacht erregen könnte, als la Fins Ausfagen. Wir kamen nach dieser Untersuchung, alle drey zum Könige zurück, und nachdem wir uns berathschlagt hatten, wurde der Entschluß gefaßt, vor jetzt nichts laut werden zu lassen, damit Viron keinen Argwohn gegen die Mittel, welche man anwenden wollte, ihn an den Hof zu locken und dann desto sicherer in Verhaft zu nehmen, schöpfen möchte; demungeachtet aber sollte der König sogleich die beschlossene Reise vornehmen. Wir werden bey dem folgenden Jahre den Erfolg dieser Maasregel sehen.

Beu dem Gegenwärtigen sind noch einige Anmerkungen über verschiedene Vorfälle an den fremden Höfen nachzuholen. In England wurde die Ruhe durch eine Empörung, welche die Spanier in Irland erregten, gestört. Elisabeth ließ Quinzal, den festesten

sten Platz der Rebellen, belagern; ihr Anführer, der Graf von Tyrone, und Dom Alonzo del Campo, der Befehlshaber der Spanier in Irland, eilten mit so viel Truppen, als sie hatten zusammen bringen können, zum Entsatz hinzu; aber sie wurden von Mylord Peren geschlagen, Alonzo wurde gefangen und Quinzal ergab sich.

Von der Flotte, welche der König von Spanien um diese Zeit ausrüstete, hat man sehr verschiedene Meinungen gehabt, ohne etwas bestimmtes darüber sagen zu können; denn nachdem sie einige Zeit im Mitteländischen Meere umher geschweift hatte, wurde sie von einem Sturm ergriffen, und wußte nichts besseres zu thun, als sich in den Hafen von Barcellona zurückzuziehen. Sie war sehr beträchtlich, und der Prinz Doria führte den Oberbefehl; vielleicht gieng ihre Absicht auf Portugall, wo der wahre oder falsche Dom Sebastian noch immer einen großen Anhang hatte. (26). Seine Reden, gewisse Geheimnisse, welche er entdeckte, und die nur der wahre König von Portugall konnte gewußt haben, gewisse natürliche Zeichen am Leibe, die er sehen ließ, und noch einige andere Ähnlichkeiten von dieser Art zwischen ihm und Dom Sebastian schienen in der That für ihn zu sprechen; aber die Wahrheit zu gestehen, war auch keins dieser Zeugnisse ganz überwiegend. Der König von Spanien ergriff indessen das Mittel, den vorgeblichen Fürsten ins Geheim aus dem Wege zu räumen, und Niemand hat je die Wahrheit erfahren, als etwa eine kleine Anzahl von Leuten, deren Vorthail es war, sie nicht bekannt werden zu lassen.

Zu Regensburg wurde ein Reichstag gehalten, dessen Zweck ein vorgeschlagener Vergleich zwischen der katholischen und reformirten Religion seyn sollte. Man schmeichelte sich damit vergebens, und der Reichstag

wurde gleich nach der ersten Frage über das Ansehen der heiligen Schrift, welche man abgehandelt hatte, abgebrochen. (27) Beyde Theile wurden so erbittert, daß es unmöglich war, sie wieder zusammen zu bringen. Die Römisch Katholischen behaupteten, das Ansehen der Bibel erhalte seine ganze Kraft bloß von dem Urtheil der Kirche, um durch das Vorrecht der Unfehlbarkeit in diesem Punkte noch manche andere Rechte, welche sie dem Pabst so freygebig zugestehen, zu vermehren, und die Protestanten nannten dieses einen lächerlichen Satz.

Der Krieg, welcher in Siebenbürgen entstanden war, dauerte zum Nachtheil der gegen den Kaiser empörten Woywoden Battony und Michael fort; sie wurden von Georg Basta geschlagen und Clausenburg erobert. Der Herzog von Mercoeur that sich an der Spitze der kaiserlichen Truppen gegen die Türken nicht weniger hervor. (28) Er eroberte die Festung Weissenburg in Ungarn, welche für unüberwindlich gehalten wurde und schlug nachher die Türken zurück, welche es wieder belagerten. Der Erzherzog Ferdinand war nicht so glücklich; seine Unternehmung auf Canischa schlug fehl, aber die Malteser eroberten und zerstörten die Stadt Passava in Morea.

Constantinopel und selbst das Innere des Palastes des Großherrn wurden durch die Unzufriedenheit der Janizscharen, welche in Mahomets des dritten Gegenwart sieben von seinen Lieblingen im Serail erdrofselten, und ihm selbst mit der Absetzung droheten, erschüttert. In der That war aber auch der Sultan ein des Thrones unwürdiger, feiger, grausamer, geiziger, verrätherischer und in Schwelgereyen versunkener Fürst.